

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 14 (2007)
Heft: 153

Artikel: Der Bischof
Autor: Elsener, Marcel / Slamanig, Monika / Büchel, Markus
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-884961>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

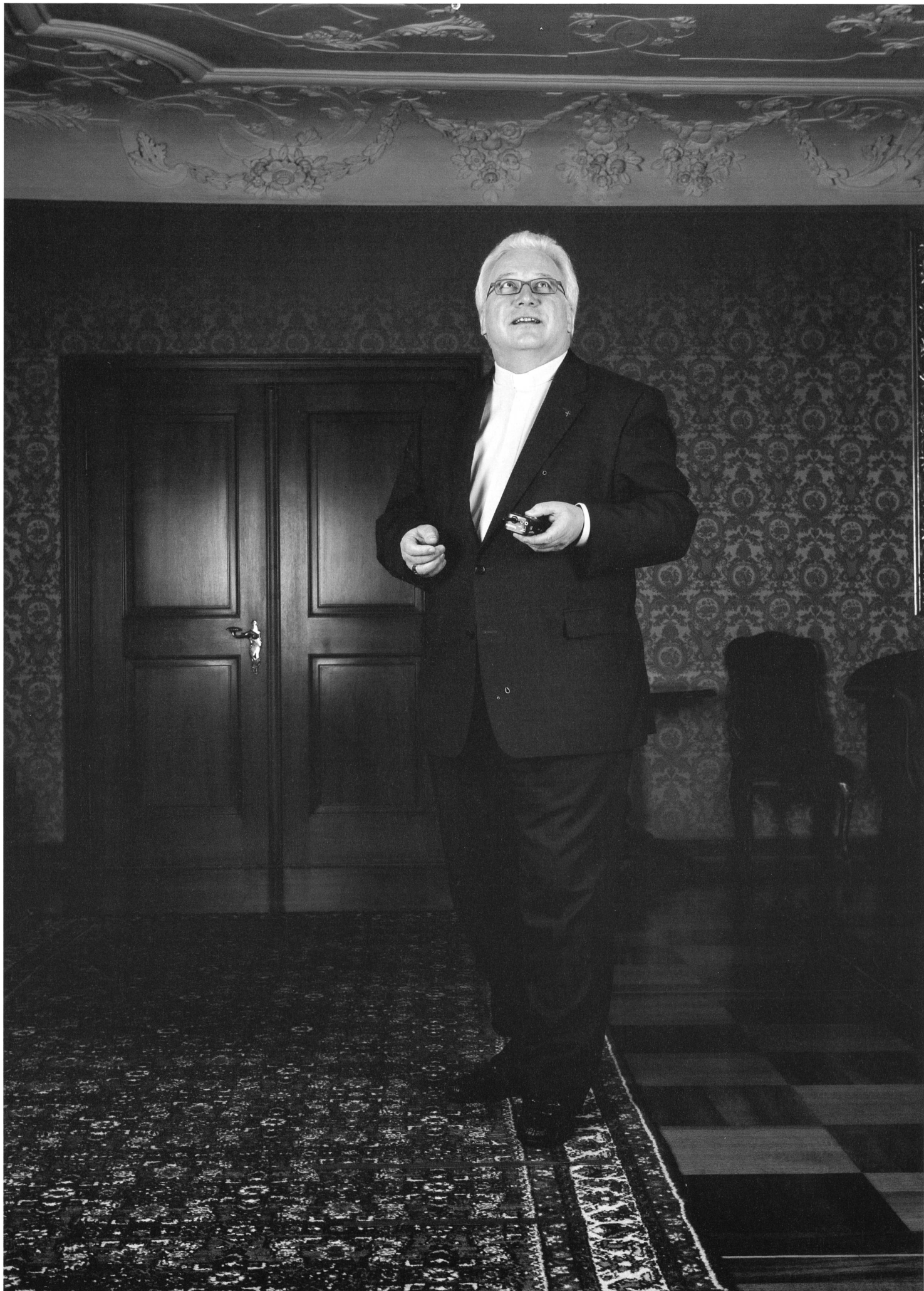
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Markus Büchel vor dem Abdrücken: «Dort hat es ja Trauben in der Stukkatur.»

DER Markus Büchel BISCHOF

Seit Mitte September ist Markus Büchel Bischof des Bistums St.Gallen. Er will sich selbst bleiben: mit Schülern der «Buben-Flade» bei ihm auf dem Teppich diskutieren, mit seiner Schwester Lisbeth fernsehen und ab und zu mit Freunden ein Bier trinken.

von **Monika Slamanig und Marcel Elsener**

Viele Treppenstufen führen zur Residenz des neuen Bischofs Markus Büchel hoch über dem St.Galler Klosterareal, an dessen einen Ende die «Buben-Flade» (katholische Kantonssekundarschule) und am anderen die Kantonsregierung hängt. Von allen Wänden herab durchbohren Heilige, Äbte und Bischöfe, goldgerahmt, mit strengen Blicken die Besucher. Im bischöflichen Büro eine Nische mit Kerze, beinlangem Kruzifix und einer schwarzen Madonna, auf dem Tisch Papierbeigen, das Brevier und die Rheintalische Volkszeitung. Vor dem dem Gespräch steht Markus Büchel in schwarzem Anzug und weissem Hemd im Festsaal und sieht im künstlichen Licht des Fotografen aus wie der Star an einer Fernsehgala. Weit über fünfhundert Presseartikel sind über ihn geschrieben worden. Doch Starallüren hat er keine. Wenn er abends noch ein Bier trinken will, muss er wie jedermann in den Keller hinuntersteigen, allerdings fünf Stockwerke tief, da vergeht ihm manchmal die Lust.

Saiten: Wir haben noch nie mit einem Bischof geredet. Wie dürfen wir Sie ansprechen?

Markus Büchel: Ein Name, der immer bleibt, ist Herr Büchel. Viele sagen gern Herr Bischof. Im innerkirchlichen Kreis und im Gebet während der Eucharistiefeier ist es Brauch, mich Bischof Markus zu nennen.

Weshalb steht das Amt im Vordergrund?

Der Bischof ist Leiter der Ortskirche und der Verbindungsmann zur Weltkirche. Er trägt die Verantwortung für alle Bereiche der Verkündigung, Glaubenslehre, Sakramentespendung. Es gibt nichts, das nicht über seinen Tisch geht. Keine hauptamtlichen Seelsorger und Seelsorgerinnen sind ohne seine Beauftragung tätig.

Inzwischen gibt es hunderte von Presseartikeln über Sie. Wie fühlen Sie sich als öffentliche Person?

Nicht anders als vorher, und ich lese nicht alles, was über mich geschrieben wird.

Das kennen wir von manchen Fussballtrainern.

(Lacht.) Tatsächlich hat sich in meinem Bewusstsein nicht viel geändert. Als Mitarbei-

ter meines Vorgängers Bischof Ivo FÜRER war ich schon vorher in der Öffentlichkeit und kenne viele Leute, zum Beispiel die Mitglieder der Regierung.

Wie empfinden Sie das, auch als Mensch von allen Seiten durchleuchtet zu werden?

Man spürt jetzt plötzlich selber die Verantwortung. Vorher war es einfacher. Gab es schwierige Aufgaben, konnte man sie im Domkapitel, Ordinariatsrat oder in der Bistumsleitung besprechen, aber den letzten Entscheid fällte Bischof Ivo.

Ist es auch eine Belastung?

Es kann eine werden. Bis jetzt sind wir gut über die Runden gekommen. Wir pflegen eine offene Kommunikation untereinander. Es gibt kaum einen Entscheid des Bischofs, der nicht von den Mitarbeitern mitgetragen wird.

Wir, wer ist das?

Die acht Mitglieder im Ordinariatsrat. Dort werden die wichtigsten Fragen besprochen. Alle haben ihre Ressorts. Geht es zum Beispiel

um Ausbildungsfragen oder die Eignung eines Theologiestudenten für die Seelsorge, dann gibt der Regens eine Empfehlung ab.

Wohl die wenigsten Leute können sich den Tagesablauf eines Bischofs vorstellen. Können Sie uns diesen beschreiben?

Jeder Tag ist anders. Ich feiere täglich einen Gottesdienst ...

... das ist Ihre geistliche Pflicht?

Ja. Und das Breviergebet dreimal am Tag. Das gibt eine Struktur, wo immer man ist. Die Arbeitszeiten sind aufgefüllt mit Gesprächen, Planungen, Konferenzen, Kommissionsarbeit.

Essen Sie auch?

Natürlich, das sieht man hoffentlich!

Und kochen, einkaufen, waschen – wird das alles für Sie gemacht?

Ja, das erledigt meine Schwester Lisbeth Büchel. Natürlich mit Verstärkung, wenn wir Gäste haben oder für die Gesamtreinigung in diesem Riesenhaus.

Wie kommt es, dass Ihre Schwester für Sie arbeitet?

Lisbeth ist ledig und arbeitete im Gastgewerbe und in der Hauswirtschaft. Als ich damals nach Flawil ins Pfarrhaus kam, brauchte ich jemanden, der sich um den Empfang, Telefondienst, Haushalt kümmert. Früher als Vikar in St. Gallen ass ich beim Pfarrer oder versorgte mich selber.

Macht Ihre Schwester das aus purer Bruderliebe?

Das habe ich sie nie gefragt. Sie hat aber nie gesagt, sie mache es nicht gern.

Dann sind Sie wie für einander geschaffen ...

... ja. Es ist für mich eine grosse Freiheit. Wir haben noch das elterliche Bauernhäuschen im Rheintal, das sie besorgt. Wir geniessen dort den Garten. Und wir sind das Familienzentrum für unsere Geschwister und die Jungen.

Und wenn abends die Fussballnati spielt, dann sitzen Sie mit Ihrer Schwester vor dem Fernseher?

Ja, natürlich. Wir haben uns auch eine gemeinsame Stube eingerichtet.

So haben Sie auch als zölibatärer Priester Familienanschluss.

Das ist für mich sehr wichtig. Wenn man heimkommt, ist man nicht allein. Ich könnte mir nicht vorstellen, abends in die Wohnung zu kommen und sie wäre leer und dunkel. Das ist ein Problem für manchen Priester, der keine feste Haushälterin hat.

Sie wohnen in einem Palast. Fühlen Sie sich wohl?

Ich kannte das Büro und den Festsaal der ehemaligen Fürstabtei schon gut, daher war der

Schock nicht so gross. Wir schaffen uns private Nischen. Meine Schwester hat zwei Räume und ich habe mich in den winzigen, hübschen Zimmern im Dachstock eingemietet.

Bei Ihrem Tagesablauf traut man sich kaum zu fragen, ob Sie Freizeit und Hobbys haben. Joggen Sie, spielen Sie ein Instrument?

Nein, mit der Geige bin ich bis «Stille Nacht» gekommen, dann habe ich aufgehört. Ich wandere gern. Das brauche ich auch, weil ich in meinem Beruf zuviel sitze. Wenn ich zwei, drei Tage Zeit habe, mache ich gern eine Kulturreise nach Österreich und Deutschland, Augsburg, Ulm, München. Ich habe überall Beziehungen. Ausserdem höre ich gern Musik und lese viel.

Was war das beste Buch, das Sie im vergangenen Jahr lasen?

Das spannendste war «Illuminati»*. «Sakri-leg» las ich nicht mehr, das war mir zu ähnlich.

Haben Sie Freunde, die nichts mit der Kirche zu tun haben?

Sicher, zum Teil noch aus der Militärzeit. Ich war fast 15 Jahre im Dienst als Feldprediger. Aus dieser Zeit sind viele Beziehungen geblieben. Ich war im Rotary-Club in Flawil. Eine Teilnahme ist zeitlich aber nicht mehr möglich.

Was war Ihr Berufswunsch mit neun oder zwölf Jahren? Pfarrer.

Wirklich? Also muss man nicht fragen, was Sie wären, wenn nicht Bischof?

Doch, doch. Vom Bischof-Sein habe ich nie geträumt. Schon nach der Erstkommunion als Ministrant stand bei mir Pfarrer weit vorne. Damals lernte man noch lateinische Gebete auswendig und hatte von deren Bedeutung keine Ahnung. Das waren Zungenbrecher. Ich machte das wahnsinnig gern. So wuchs ich hinein. Ich kam in die Marienburg in Rheineck, von Steyler Missionaren geführt. Plötzlich kam man in Kontakt mit Missionaren und Bischöfen aus der ganzen Welt, das war faszinierend.

Waren Sie auch mal jung und frech?

Ich war nie von der wildesten Sorte. Aber wir haben die 68er-Zeiten miterlebt. In den letzten beiden Maturajahren war ich in der Stiftsschule Einsiedeln. Wir nahmen uns viele Freiheiten.

Wollten Sie wirklich nie etwas anderes werden als Pfarrer, Lokführer zum Beispiel?

Nein, ich war nie technisch begabt. Die Lokführerzeit war für mich die Pfarrerzeit. Die Ministranten waren damals in Rüthi die einzige Jugendgruppe, und wir hatten einen tollen Kaplan. Das hat mich geprägt.

Reichen diese Einflüsse für einen solchen Entscheid?

So war es auf dem Land. Wer in ein Gymnasium der Steyler oder Bethlehemer Missionare ging, von dem erwartete man, dass er Theologie studiert. Zuerst ging es mir nur darum, die acht Jahre hinter mich zu bringen. Mit 17, 18 war mir nicht mehr klar, ob es unbedingt Theologie sein musste. Vorher war fast selbstverständlich, dass ich bei den Steyler Missionaren eintrete. Doch dann wollte ich mich nicht an eine Ordensgemeinschaft binden. Dass ich Theologie studiere, um im Bistum zu arbeiten, habe ich erst kurz vor der Matura entschieden.

Sie waren demnach schon immer gläubig. Können Sie sich an ein prägendes Erlebnis mit Gott erinnern?

In Rüthi waren alle katholisch. Wir waren 37 Schüler – der einzige Reformierte war mein Freund Jörg, aber er machte alles mit uns mit. Man traf sich in der Schule, in der Messe, in der Christenlehre. Ich war nicht gläubiger als andere, aber ich hatte Freude an der Kirche. Ich war nicht unter Druck, auch von zu Hause nicht. Es war ein Glück, überhaupt ins Gymnasium gehen zu können. Damals waren wenige aus den Dörfern so privilegiert.

Bauer war nie ein Thema?

Nein, nie. Deshalb ging ich auch lieber in die Maiandacht, sonst hätte ich daheim helfen müssen.

Gab es einen Moment in Ihrem Leben, in dem Sie von Gott entfernt waren?

Am ehesten mit 17, 18 Jahren in Einsiedeln. Es gab keine Pflichtgottesdienste mehr. Ich staunte, dass der Weg so frei und offen war. Das führte zu einer kritischen Auseinandersetzung mit Theologie überhaupt. Es war die Zeit des Zweiten Vatikanischen Konzils, eine Zeit der Befreiung und des Aufbruchs. Mein Studium erfolgte in diesem kirchlichen Aufwind.

Also erlebten Sie mehr Motivation als Zweifel?

Ja. Aber die Freiheit forderte zu einer intensiveren Glaubensüberzeugung heraus. Zum Beispiel ging man als Kind automatisch einmal pro Monat zur Beichte, und jetzt musste man plötzlich nicht mehr. Damit fing die Auseinandersetzung an: Was verliere ich, wenn ich nicht gehe, was gewinne ich, wenn ich gehe, dieser Prozess des Gewissenentscheids ist stark gefördert worden.

Das tönt so, als ob Sie auf einer Glaubenswolke geschwebt wären. Haben Sie je einen Blödsinn gemacht?

Vielleicht, dass ich früh anfangen zu rauchen. Ich hörte erst mit 40 auf, das war hart. Oder dass man in den Studentenverbindungen manchmal zuviel trank.

Hatten Sie nie eine Freundin und wollten vom Zölibat nichts wissen?

Wahrscheinlich hatte ich das Glück, dass mir die Freundin, die so etwas ausgelöst hätte, nie über den Weg gelaufen ist. Der Zürcher Jesuit Albert Ziegler sagt, er bete mit 85 Jahren noch jeden Tag, dass er nicht der Frau seines Lebens begegne.

Dafür beten Sie auch?

Nein. Ich hatte nie ein Problem damit, dass ich keine persönliche Beziehung leben kann. Vielleicht ist das Geschenk oder Berufung. Ich fühlte mich auch nie einsam, weil ich immer viele Kontakte hatte.

Stimmt der Eindruck, dass es in Ihrem Leben nicht viel Auf und Ab gab?

Ich hatte ein sehr harmonisches Leben. Darum sieht es so aus, als ob es normal wäre, dass ich Bischof geworden bin. So weit wäre es aber kaum gekommen, wenn ich nicht im Bistum St.Gallen Priester wäre, wo die Kandidatenliste vorgeschlagen werden kann, bevor sie in Rom geprüft wird. An anderen Orten, etwa in Chur, erhalten die Domherren eine Dreierliste aus Rom, aus der sie wählen müssen. Ausschlaggebend war der Moment, als ich entschied, fürs Bistum zu studieren und nicht zu den Steyler Missionaren zu gehen. Nachher ist alles einfach gelaufen.

Müssen Sie sich als Bischof wehren, dass Sie noch sich selbst sein können?

Das ist so, vor allem, weil das Programm sehr dicht wird.

Können Sie weiterhin an ein Volksfest gehen, wenn Sie wollen?

Kein Problem. Gestern nach dem Abendspaziergang ging ich noch auf ein Bier in ein Restaurant im Stadtzentrum. Das mache ich wie zuvor.

Immer mit Kreuz und Priesterkragen?

(Lacht.) Nein, nein, den trage ich, weil Sie hier sind. Nur den Bischofsring mit Kreuz an meinem Finger trage ich auch privat. Das ist wie ein Ehering.

Vor einigen Jahren sagte Ihr «Mitkandidat» für das Bischofsamt, Georg Schmucki, in einem Saiten-Interview zum Thema Gastfreundschaft, Kirche leben bedeute Tische aufzutun. Wo haben Sie in letzter Zeit Tische oder Türen geöffnet?

Die jüngste Zeit war voll mit Begegnungen. Nächste Woche lade ich alle, die bei der Bischofsweihe mitgeholfen haben, zu einem Imbiss ein. Und übermorgen kommt ein Erzbischof der syrisch-orthodoxen Kirche zu einem Begrüssungsbesuch. Darüber hinaus habe ich ausser für die Familie nicht viel Zeit. Ich bin erst vor zwei Wochen hier eingezogen.

Sie machen einen geselligen Eindruck. Wenn man Sie aber auf dem Bild in Rom sieht, im schwarzen Talar inmitten der ebenfalls schwarz gewandeten Bischofskollegen, oder wenn Sie im barocken Ornat Messe feiern, wirkt das nicht sehr lebendig. Wie fühlen Sie sich in dieser Rolle?

An das liturgische Gewand habe ich mich in den dreissig Jahren gewöhnt. Mit dem barocken Ornat habe ich mehr Mühe, und der

Talar ist mir fremd. Wir tragen ihn auch selten. Es sieht steif aus, aber die Gespräche unter uns Bischöfen sind sehr lebendig.

Pflegen Sie das Gespräch mit muslimischen Gruppen?

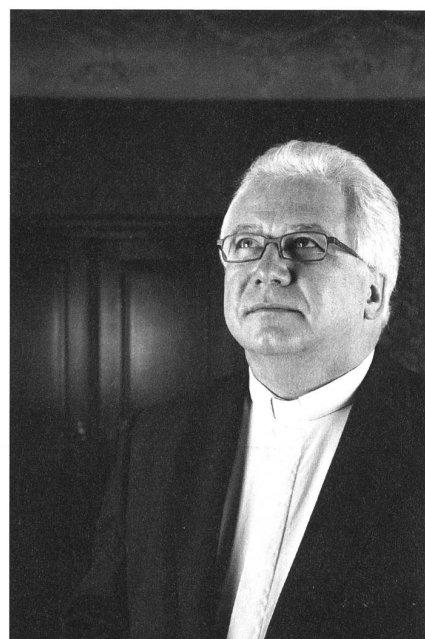
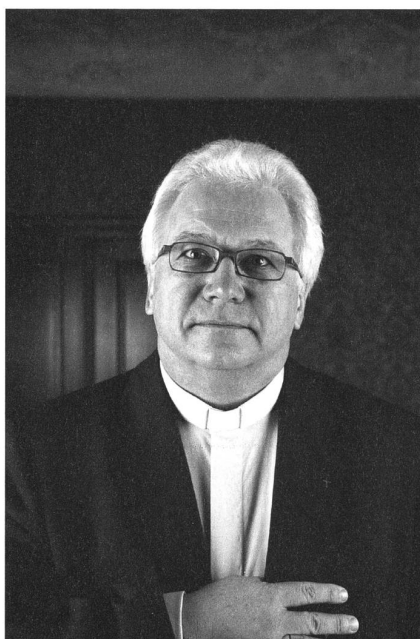
Mit Gruppen weniger, aber ich kenne Hisham Maizar gut, den Präsidenten des Dachverbands islamischer Gemeinschaften. Er war auch Gast an meiner Weihe.

Sie sind 57 Jahre alt. Das heisst, Sie werden voraussichtlich fast 20 Jahre im Amt sein. Was wird neu mit Ihnen?

In der Kirche arbeiten wir nicht nach Fünfjahresplänen. Wir sind in einer ständigen Umbruchbewegung. Momentan analysieren wir, wo wir personell in zehn Jahren stehen werden. Dann wird es noch etwa die Hälfte der jetzt rund hundert Priester geben. Auch die Räume werden wachsen. Aus den heute rund 140 Pfarreien werden bis dann etwa 40 Seelsorgeeinheiten. Wir haben uns zum Ziel gesetzt, im Dialog miteinander zu arbeiten, auf die Leute an der Basis zu hören, nicht einfach von oben zu befehlen.

Gehen Sie auch hinaus, um jene Schafe zu erreichen, die nicht zur Herde gehören?

Als Bischof kann ich das am besten, wenn ich mit verschiedenen Leuten in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft Kontakt habe, auch mit jenen, die nicht in der Kirche sind. So bekommen wir auch ein Feedback von Leuten, die – zum Glück – die Kirche kritisch von aussen betrachten. Diese Offenheit hat schon Bischof Ivo gelebt. Bitte umblättern



Sonderausstellung im Barocksaal der Stiftsbibliothek St.Gallen

VON DER LIMMAT ZURÜCK AN DIE STEINACH

St.Galler Kulturgüter aus Zürich

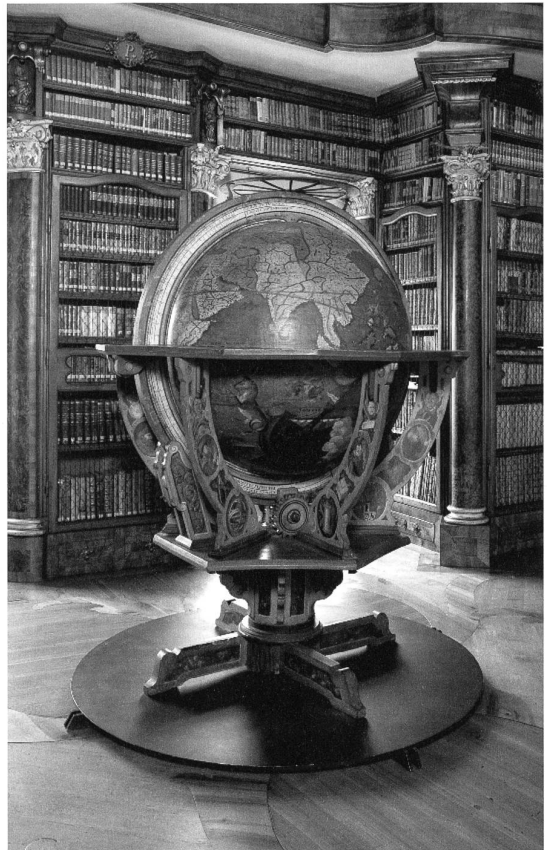
Im Toggenburgerkrieg von 1712 unterlag der Fürstabt von St.Gallen den Orten Zürich und Bern. Die Sieger führten nach ihrem Einmarsch in das Kloster St.Gallen die Bibliothek und weitere Kulturgüter weg und teilten sie untereinander auf. Nach dem Friedensschluss von 1718 verblieb eine Anzahl wertvoller Handschriften in Zürich. Der deswegen entstandene „Kulturgüterstreit“ zwischen St.Gallen und Zürich konnte im Frühling 2006 unter der tatkräftigen Vermittlung des Bundes beigelegt werden. Vierzig Handschriften aus der Zentralbibliothek Zürich kehren als Leihgaben auf unbestimmte Zeit nach St.Gallen zurück, ausserdem für die Dauer der Sonderausstellung der Erd- und Himmelsglobus aus dem Schweizerischen Landesmuseum. Aus diesem Anlass zeigt die Stiftsbibliothek etwa zwanzig der bedeutendsten Zürcher Handschriften aus Mittelalter und früher Neuzeit. Sie sind nach Themen zusammengestellt und werden durch eigene St.Galler Handschriften ergänzt.

Öffnungszeiten:
Montag – Samstag 10-17 Uhr
Sonntag 10-16 Uhr

Eintrittspreis:
CHF 10.-- / 7.-- / 5.--

Weitere Auskünfte:
www.stiftsbibliothek.ch
stibi@stibi.ch
Tel. 071 227 34 16

Bild: Grosser Erd- und Himmelsglobus



St.Galler Stickerei aus der NiedermannDruck AG

Selbstverständlich waren wir stolz,
als wir zum Drucker des Buches
«Textiles St.Gallen» gewählt wurden.

Mit unserem Service und unserem
Preis konnten wir uns gegen eine
starke Konkurrenz durchsetzen.

Und dank unserem 10my-FM-Raster
drucken wir in einer Qualität, die
Textilien lebendig werden lässt.

NiedermannDruck

Rorschacher Strasse 290
9016 St.Gallen
Telefon +41 71 282 48 80
info@niedermanndruck.ch



Werden Sie einen ähnlichen Kurs fahren, auch in sozialpolitischen Fragen wie kürzlich bei den Verschärfungen der Asylgesetze?

Ja, sicher, wenn es ein Thema ist, das die Kirche betrifft.

Gibt es etwas, das Sie als Bischof unbedingt umsetzen möchten?

Ich möchte, dass die Kirche Menschen hilft, aus dem Glauben heraus ein befreites Leben zu gestalten. Sie sollen eine einladende Kirche erfahren, die diese Offenheit der Botschaft Christi ausstrahlt, und dadurch motiviert werden, sich zu engagieren. Ich wünsche mir, dass gewisse Ausprägungen in den verschiedenen Kulturen der Weltkirche auch unterschiedlich sein dürfen. Jetzt ist es vor allem so, dass viele Fragen einheitlich gelöst werden müssen, und es scheint schwierig, einzugestehen, dass die Kirche und das Christsein nicht in jeder Kultur die gleiche Form haben müssen. Auch wenn man in den wesentlichen Grundaussagen beim gleichen Glauben bleiben muss. Ich kann nicht plötzlich sagen, ich glaube nicht an einen dreifaltigen Gott.

Wie weit können Sie diese Freiheit umsetzen? Sie sind doch von der Gesamtkirche her gebunden.

Mein Wunsch ist, dass wir nicht nur Empfänger der Gesamtkirche sind für Dinge, die wir innerhalb der Ortskirche ausführen müssen. Theologisch ist es richtig, dass Kirche in der Ortskirche existiert. Gegenüber der Weltkirche muss ein Austausch stattfinden. Das hat beim Besuch der Bischöfe in Rom stattgefunden. Wir gingen nicht hin und fragten, was wir tun müssen. Sie sagen uns, was ihnen bei uns nicht passt, und wir erklären, wieso wir das machen. Es muss ein dauernder Dialog stattfinden.

Haben Sie mit jungen Leuten zu tun?

Gestern sassen die 230 Schüler der Buben-Flade bei mir im Festsaal auf dem Teppich. Sie sind unter dem gleichen Dach, und ich wollte ihnen die Hand schütteln. Das ist ein Beispiel von Tür öffnen. Vier Stunden lang haben wir ein spannendes Gespräch geführt.

Wie erklären Sie einem 17-Jährigen, der sich für Hip-Hop, Computerspiele und Autos interessiert, wieso er in die Kirche gehen sollte?

Ich sage den Jugendlichen, sie können die Kirche als eine Gemeinschaft erfahren, wo man gemeinsam über wesentliche Fragen des Lebens spricht. Das ist schon viel. Aber ich fordere sie nicht auf, am Sonntag zur Messe zu kommen. Jugendliche haben sehr viel Sinn für Spiritualität und Meditation, man muss nur ihre Form finden. Wie zum Beispiel die Nacht der Lichter im Dezember, nach dem Beispiel von Taizé. Wenn ich 2000 Jugendliche in der Kathedrale begrüßen darf, und sechshundert stehen im Hof in der Kälte, weil es keinen Platz mehr hatte, läuft es mir kalt den Rücken hinunter. Solche Erlebnisse mit jungen Men-

➤ **Wahrscheinlich hatte ich das Glück, dass mir die Freundin, die so etwas ausgelöst hätte, nie über den Weg gelaufen ist. Der Zürcher Jesuit Albert Ziegler sagt, er bete mit 85 Jahren noch jeden Tag, dass er nicht der Frau seines Lebens begegne.**

schen sind wichtig. Sie müssen erfahren, dass in diesem Weg eine Kraft liegt.

Es gibt viele Erwachsene, die kirchlich und religiös interessiert sind, aber im gewohnten Rahmen keine Gemeinschaft erfahren oder sich ausgestossen fühlen, wie Laien, Frauen, Geschiedene und Homosexuelle. Was können Sie ihnen anbieten?

Als kleine St.Galler und Schweizer Kirche können wir nicht einen anderen Weg gehen als die Gesamtkirche, etwa im Fall der geschiedenen Wiederverheirateten. Aber in der Einzelseelsorge kann ich dieser Person Wege zeigen, die sie von ihrer Überzeugung aus gehen kann, ohne dass sie sich ausgeschlossen fühlen muss. Ich schliesse niemanden aus. Aber natürlich bleibt diese Spannung zwischen einer offiziellen Lehrhaltung und dem individuellen pastoralen Weg, den ich selbst verantworten muss.

Können Sie in der Gesamtkirche etwas bewirken?

Wir hoffen es. Wir können in Rom klar sagen, dass wir nicht morgen ändern können, was sich bei uns in den letzten zwanzig Jahren in eine gewisse Richtung entwickelt hat.

Sie meinen die Stellung der Laien?

Vor allem die Leitungsfunktion der Laien. Oder die Predigt innerhalb der Eucharistiefeyer, die liturgisch schwierig ist. Eine so freie Entwicklung wie in der Deutschschweiz gibt es nirgendwo sonst. Wir kommen aber nicht aus Rom zurück und sagen, Rom hat gesprochen, nun müssen wir das abschaffen.

Was wollen Sie bewegen?

Ich möchte die Stellung der Laien stärken. In Frankreich oder schon in Genf, wo Kirche und Staat getrennt sind, lebt die Kirche von Ehrenamtlichen. Das wird auch bei uns einmal sein. Die Kirche wird ärmer und kleiner, aber die Gläubigen sind vielleicht mit mehr Engagement dabei. Heute definieren sich Gläubige dadurch, ob sie Kirchensteuer bezahlen oder nicht. Theologisch ist das widersinnig. Wir gehören durch die Taufe zur Kirche und sollten ihre lebendigen Glieder sein.

Im Juni ist die erste Schweizerin der Gruppe Weihenämter für Frauen auf dem Bodensee zur Priesterin geweiht worden. Sie ist Theologin, hat Seelsorgeerfahrung und ist bereit zum Engagement in der Kirche. Könnten Sie sich vorstellen, so eine Frau einer Stelle in einer Pfarrei zu geben, zum Beispiel als Pastoralassistentin?

Das geht nicht mehr, da sie durch diese Weihe exkommuniziert ist. Das hat sie vorher gewusst und wahrscheinlich provoziert. Aber wir haben sehr viele Frauen, die in der Kirche arbeiten, und die eine oder andere würde auch gern die Weihe empfangen. Im Moment schöpfen wir in der Schweiz alle Möglichkeiten aus, die es gibt, ohne uns von der Gesamtkirche zu trennen.

Kann da der Druck auf Rom erhöht werden?

Das wäre wohl nicht weise. Würden wir heute in einer Welt-Bischöfenskonferenz darüber abstimmen – was ich nicht möchte –, gäbe es ein Votum dagegen. Dann wäre der Entscheid viel stärker zementiert, als wenn man die Frage in der Spannung lässt und sich vielleicht durch eine Entwicklung plötzlich öffnet. Das Fatale ist, dass das anscheinend vor fünfhundert Jahren bereits so war. In der reformatorischen Kirche konnten Frauen das Pfarramt übernehmen, und als Gegenreaktion hat sich in der römisch-katholischen Kirche das Priesteramt spiritualisiert, ein Stück weit sogar ideologisiert.

Heute ist Samstag, für viele Leute ein freier Tag. Sie aber sind an der Arbeit. Gibt es wenigstens einen freien Abend?

Heute Nachmittag schreibe ich noch die Predigt für den Abendgottesdienst. Danach sind meine Schwester, ich und zwei Paare bei Freunden in Flawil eingeladen, ganz privat.

Was machen Sie an Ihrem ersten Silvester als Bischof?

Wir haben Gäste, unsere ganze Familie mit Anhang, 20 bis 25 Leute. Wir werden essen und feiern. Um Mitternacht gehen wir zum Aus- und Einläuten auf den Klosterplatz, ich auch, unbedingt. Und nachher sitzt man noch zusammen.

Kein geistliches Programm?

Doch, ein Abendgottesdienst an Silvester und einer am Neujahrmorgen.

Priester ist also kein Beruf wie jeder andere, wo man am Abend den Kittel auszieht und Feierabend macht?

Nein, das nimmt den ganzen Menschen ein Leben lang in Anspruch. Und man ist auch in der Badehose Priester.

*Vatikan-Thriller von «Sakrileg»-Autor Dan Brown

Marcel Elsener, 1964, ist Kulturredaktor beim St.Galler Tagblatt.
Monika Slamanig, 1963, ist Autorin in St.Gallen.